

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 107

Posen, den 11. Mai 1929

3. Jahrg.

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Kraß.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein herrlicher Anblick — ein wundervolles Schauspiel.

Den kleinen Menschen da unten überkam es wie eine Erhebung, wie ein Gefühl der Größe, des Sieges. Unwillkürlich. Wider seinen Willen. Was hatten sie sich nicht untertan gemacht, die Herren der Schöpfung? Erde und Wasser, Wind und Welle, und nun auch die Luft. Was blieb noch? Wo war die Grenze? Was war unmöglich? Nichts — nichts! Es gab nichts Unmögliches, Undenkbares mehr . . .

Lautes Hallo, Lärmen und Lachen. Mitten im Wald, mitten zwischen den Bäumen eine Rodelbahn, und eine ganze Gesellschaft. Männlein und Weiblein, Knaben und Mädchen, die von oben herabsausten bis zum Ufer. Schlitten um Schlitten. Einer nach dem andern.

Dankow blieb eine Weile stehen, sah sich das Vergnügen an. Hatte seine Freude an der frischen, fröhlichen Jugend, an den roten Gesichtern. Beobachtete die Abfahrt, folgte den Bewegungen, lachte mit, wenn ein Neuling unterwegs stecken blieb und kopfüber in den Schnee purzelte.

Als er weitergehen wollte, stakete jemand von oben durch den Schnee, kam auf ihn zu, griff an den Hut.

War das nicht? — Ja, Baumeister Wolbe. Warm eingepackt in langem Gehpelz, ein weißes Tuch um den Hals.

„Morgen, Doktor — Sie? — Wahrhaftig! Warten Sie! Also nach Schlachtensee muß man wandern, um Sie zu treffen!“

„Ja, so wenig, wie man hinauskommt — man muß sich ein bißchen Bewegung machen, ein bißchen auslüften. — Und Sie? — Beim Rodeln?“

Der Baumeister lachte und sah an sich herunter. „In diesem Aufzug? Ach nee. Hab' nur meinen alten Herrschaften guten Tag gesagt. Aber meine Schwester, die Erika — sehen Sie nicht?“ Er bremste sich halbrechts, wies nach oben. „Da kommt sie!“

Erika? — Steffen besann sich, erinnerte sich dunkel. Erika — war das nicht — auf dem Ball — dem „Kinderball“? — Ja — richtig —, jetzt fiel's ihm ein — da hatte er von ihr gesprochen: Ein verwöhntes Mädel — ein verzogenes Mädel — von Wirtschaft keine Ahnung — nichts wie ihre Diebhabereien im Kopf — Sport — „Eigenkleider“ — muß einen vernünftigen Mann haben —, war's nicht so? — Und zum Schluß: „Du — du — mußt mein — Schwager — werden.“

Er hatte nicht mehr daran gedacht — nie wieder. Ein Wort in der Laune — was weiter. Und nun war sie hier, begegnete er ihr — wie durch einen Zufall. —

Ein kleiner Hörnerschlitten schoß vorbei. Und darauf eine Jungmädchengestalt. Den Oberkörper zurückgebeugt. Welt hintenüberliegend. Die Arme straff gespannt.

Glücklich kam sie unten an, erhob sich, stieg ab und stand da in ihrem biden, warmen Rodelanzug. Wie ein großer Junge anzusehen. Hohe Gamaschen. Weiße Pluderhosen. Weiße Wolljacke. Eine weiße Mütze über den dunklen Kopf gezogen. Auf der Stelle wandte sie sich um, zog den Schlitten hinter sich her, wollte wieder die Höhe hinan.

Da kam der ältere Bruder heran, trat auf sie zu, klatschte in die Hände, neckte sie mit ihrer Sportkleidung: „Das

Schwesterchen in Hosen — hez auernd — wirklich hez auernd!“

Sie warf ihm einen Blick zu — etwas von unten herauf —, streifte einen Fäustling ab, bückte sich, fuhr mit der bloßen Hand in den Schnee — „Warte, dul“ —, warf ihm eine Handvoll mitten ins Gesicht, daß er sich schüttelte und prustete. Und bückte sich wieder, folgte ihm — wurfbereit.

Aber der Baumeister hatte Schutz gesucht, hielt sich hinter dem breiten Rücken des Doktors, den er langsam vorschob, und machte: „Atsch!“

Da blieb sie stehen und sah den andern, den Fremden — den schönen, hochgewachsenen Mann mit den blauen Augen und dem blonden Bart. Und ihr Blick wurde groß, blieb an ihm hängen — wie in Staunen, in kindlicher Bewunderung —, und ihr Arm sank herab, der Schneeball fiel aus ihrer Hand, und sie wurde still — mit einemmal still . . .

Ihr Bruder zog Steffen heran, stellte ihn vor, aber sie sagte nichts, nickte nur, senkte die Wimpern — lange, dunkle Wimpern —, wandte sich seitwärts und bastelte an ihrem Schlitten.

„Vorwärts! — Platz da!“

Ein lauter Zuruf von oben. Ein Zweifischer kam herabgefaßt. Gerade auf sie zu. Sie sprangen beiseite, standen wieder beieinander, plauderten von diesem und jenem.

Aber sie hielt sich abseits. Blieb wie für sich. Einstillig. Schweigsam. Nur hin und wieder ein Blick — ein flüchtiger Blick, der zu den beiden Männern hinüberirrte.

Bis der Baumeister auf das kleine Fest zu sprechen kam, auf den Hausball, den sie geben wollten. Aber nicht förmlich, steif, in Frack und Schlepplleid. Nein, gemütlich, ungezwungen, in Tracht. Alles schon vorbereitet, schon im Gange. In der Wohnung das Oberste zu unterst gekehrt — nal Macht's ja nichts — wenn's nur hübsch wurde! Und das soll's werden — weiß der Himmell! Ob er nicht auch kommen wollte, der Doktor? — Hiermit die feierliche Einladung. Bisher habe er ja immer abgewinkt, aber diesmal — „was, Erika? — Aber Mädel, bist ja ganz still und stumm! Was ist denn — wie? Sag' doch auch ein Wort!“

Aber was sollte sie sagen! Sie hob leicht die Schultern, und wieder dieser Blick — etwas von unten herauf —, ehe sie die Augen aufschlug — große, dunkle, schwarzblaue Augen —, wie fragend, gespannt auf seine Antwort.

„Also abgemacht — Sie kommen! Wir erwarten Sie bestimmt, hören Sie? Marnitz muß auch dabei sein! Eine schriftliche Einladung schicken wir noch — jawohl —, doppelt genäht hält besser.“

Steffen ergriff die Hand des Baumeisters, die sich ihm entgegenstreckte, und sagte zu. Ja, er würde kommen, wenn nicht dringende Abhaltung . . . Sprach noch ein paar Worte, zog den Hut vor dem gnädigen Fräulein, das ihm wieder stumm zunickte, verabschiedete sich und ging seines Wegs . . .

Ein wundervoller Tag. Wolkenlos blauer Himmel, klare, reine Luft und strahlender Sonnenschein, daß der kleine See in hellen Farben schimmerte. Steffen blieb am Ufer, ging am Bootshaus vorbei, das still, verlassen dalag, und stieg den Waldhang hinauf.

Nun hatte er zugesagt — wenigstens halb und halb. Mußte also Wort halten. Na ja. Warum auch nicht? — Der „Kinderball“ hatte ihm doch gefallen, Spaß gemacht. Warum nicht wieder mal lustig sein? Vielleicht wurde es ganz lustig . . .

Ob Marnitz wirklich kam? — hm, er wußte nicht. Konnte ja fragen, konnte ihn anrufen. Morgen oder heute noch. Auf dem Heimweg. Wenn er zurückkam. Konnte er bei ihm

vorprechen. Na, das wollte er. Wollte ihn überhaupt aufsuchen. Sie hatten sich so wie so lange nicht gesehen — die ganze Woche nicht. Nur ein Stündchen am Stammtisch.

Er war auch zu Hause, der kleine Doktor, als Steffen gegen Abend eintrat. Stand gerade in seinem hellen, peinlich sauberen Schlafzimmer und knotete sich die weiße Schleife.



„Schon wieder im Frack?“

Marnitz seufzte. „Aber gewiß, mein Großer. Eine schreckliche Zeit. Eine wahre Leidenszeit. Man kommt aus dem reinen Hemde gar nicht mehr heraus. — Und du, Wald- und Biesenmensch? Warst draußen, was? Ja, du bist vernünftiger als ich.“

„Ganz gewiß, Klaus! Wo geht's denn heut wieder hin?“

„Zu dem Sarmaten, dem Naphthakönig. — Mein Gönner, weißt du? Seine Gemahlin hat Nerven — kommt deswegen eigens aus der Polacei — da hinten —, gottlob, daß sie heutzutage alle Nerven haben, die schönen Damen! Was sollten wir armen Kerle sonst machen, he? Aber so rauh' doch — hier —, bitte, bediene dich!“

„Danke. — Und nachher noch in deinen Klub, was?“

„Möglich. Wahrscheinlich sogar. Wenn's bei dem Sarmaten nicht zu lange dauert. Was soll man machen? Schlafen? Ah, schlafen kann man genug, wenn man tot ist. Und ist so lange tot — eine ganze Ewigkeit.“

„Daß du das Spiel nicht lassen kannst!“

„Oho, bitte, bittel. Kann ich sehr schön lassen. Weißt du auch, mein Junge. Aber wenn das Glück einem förmlich verfolgt — —“

„Bis es dir den Rücken kehrt.“

„Dann tu' ich desgleichen. Als schlechter Christ, weißt du?“ Ein kurzes Schweigen.

„Übrigens — was ich fragen wollte —“

„Na, was denn?“

Marnitz fuhr in den Frack, und Steffen erzählte von seiner Begegnung draußen in Schlachtensee, von der Einladung, die er erhalten hatte.

Der kleine Doktor überlegte: ja — vielleicht ging er — so ein Hausball — war ja ganz hübsch manchmal — er wollte mal seh'n — sie sprachen noch davon — war ja Zeit genug.

Sie gingen zusammen die paar Stufen hinunter, spaßig anzusehen: Marnitz in weitem, schwarzem Gesellschaftsmantel, hohem Hut und Lackstiefeln, Vankow in seinem braunen Schotten, in Mütze und Kniehosen. Ein Händedruck. Auf Wiedersehen.

Der Kleine stieg in die Kraftdroschke, Vankow wollte nach Hause. Es war ja nicht weit. Um die Ecke. In der Kantstraße. Er wollte heute daheim bleiben, hatte sich tüchtig ausgelaufen und war ehlich müde.

Da kaufte er hin, der kleine Marnitz, wie er allgemein hieß. Der Weltmann, der Schwerenöter, der Leichtfuß und Genußmensch.

Wie verschieden, wie grundverschieden sie doch eigentlich waren, und paßten doch so gut zueinander, waren die besten Kameraden, fast unzertrennlich. Seit Jahren. Von Jugend auf. Schon als sie zusammen auf der Penne waren und er

ihm immer besprang, ihn beschloßte — er, der Größere, Stärkere, den Kleineren, Schwächeren.

Ob's daher kam? — Vielleicht — ja. Und gehörten doch von Haus aus ganz anderen Lebenskreisen an. Marnitz, der Sproß eines reichen, alteingesehnen Kaufherrngeschlechts, das schon in den Hansezeiten eine Rolle spielte, und er, Steffen Vankow, der Sohn eines kleinen Volksschullehrers, der kümmerlich sein täglich Brot verdient hatte.

Und seitdem hielten sie zusammen, blieben zusammen. Waren miteinander in die Welt hinausgezogen, hatten dieselben Hochschulen besucht, zu gleicher Zeit ihre Prüfungen gemacht und sich hier in Berlin niedergelassen — nah beieinander — nur ein paar Straßen entfernt.

Und beide Ärzte — Nebenbuhler? Ach nein! Sie waren sich gegenseitig nicht im Wege, kamen sich nicht ins Gehege. Mit großen Mitteln versehen, hatte Marnitz nicht lange und herzulaufen brauchen, hatte nach wenigen Jahren eine ansehn-



liche Frauenklinik übernommen, dessen Besitzer sich zurückziehen wollte, ein ganzes Haus, das vom Erdgeschoß bis unters Dach belegt war.

Und hatte es verstanden, der Kleine. Hatte alle nötigen Veränderungen, alle möglichen Verbesserungen getroffen; Umbauten vornehmen lassen, Neueinrichtungen angeschafft und dergleichen. Mit sicherem Blick, Sachkenntnis und Geschmack. Ohne zu knausern und zu sparen.

Und das hatte sich gelohnt, reichlich gelohnt. Die Heilanstalt kam in Auf, fast in Mode. Marnitz hatte die gute, die beste Gesellschaft: Geldleute, hohe Beamte, Erzellenzen und Fürstlichkeiten. Auch viel Ausland. Namentlich von Osten: aus Polen, den Ostseeprovinzen, Rußland.

Ja, wie sein Freund hatte er's nicht. Konnt' es sich nicht erlauben, ein Sondergebiet zu pflegen, mußte alles mitnehmen, was sich bot. Hatte keine eigene Anstalt, kein eigenes Haus, auch keine Prachtwohnung nahe an der Kaiserallee, nur die nötigen Räume: ein Wart- und Arbeitszimmer, und daneben sein Schlafzimmer, während seine alte Wirtschaftlerin hinten neben der Küche haufte.

Aber ist's nicht genug, dachte er, während er in seinem großen Schreibtisch zurückgelehnt saß, seine Zigarre rauchte und sein Blick umhergeschweifte? Bescheiden, ja. Alte Möbel, altes Hausgerät, manches noch von Hause, nicht neu und prunkend. Aber war's nicht wohnlich, gemüthlich?

Und überhaupt — im ganzen genommen — konnte er nicht zufrieden sein? Er hatte zu leben — mehr, als er verbrauchte — konnte seiner alten Mutter daheim, die nach Vaters Tod allein zurückgeblieben war, das Dasein sorgenfrei, behaglich gestalten. Was wollt' er mehr —?

Ob's ewig so blieb —? Ob's nicht einmal anders wurde —? Und ob er nicht wünschte, daß es anders wurde?? Er war ja in dem Alter, hatte das dreißigste Jahr bald hinter sich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gutenberg der modernen Tageszeitung.

Zum 75. Geburtstag Ottmar Mergenthalers am 11. Mai 1929.

Von Anna Haag.

Der nachfolgende Aufsatz wird sicherlich um so mehr das Interesse unserer Leser finden, als seine Verfasserin eine Nichte Mergenthalers ist.

Ottmar Mergenthaler, der Erfinder der Linotype-Setzmaschine, mit der die Entwicklung der modernen Tageszeitung untrennbar verbunden ist, dessen Name in der Geschichte des Buchdrucks neben dem Gutenbergs steht, wurde in dem kleinen schwäbischen Städtchen Hachtel als Sohn des Schulmeisters Jakob Mergenthaler am 11. Mai 1854 geboren. Als er vier Jahre alt war, übersiedelte seine Familie nach Esslingen, einem ebenso kleinen Dorfe Schwabens. Schon frühzeitig zeigte sich Ottmars technische Begabung. So erzählt man z. B., daß er die Kirchturmuhre seines Heimatortes, an der die Uhrmacher der Umgebung ihre Kunst vergeblich versucht hatten, wieder in Gang gebracht habe. Noch im Mannesalter erinnerte er sich voll Rührung an dieses Ereignis, an das er als Junge die schönsten Hoffnungen geknüpft hatte. Die Hoffnung nämlich, gleich seinen drei Brüdern die Realschule in Baihingen besuchen zu dürfen. Aber es gelang ihm nicht, den Vater zu überzeugen, daß diese Vorbildung für den von ihm schon in früher Jugend erwählten Beruf eines „Maschinenbauers“ notwendig sei. Es war dem Schulmeister unmöglich, noch für einen Viertel das Schulgeld und täglich noch weitere drei Pfennig für eine „Blunze“ (Blutwurst ohne Speck) zum Mittagessen aufzubringen. Für den Beruf des Schulmeisters, zu dem der Vater ihn bestimmt hatte, zeigte er nicht die geringste Neigung. „Piffikusmärl“ nannten ihn seine Geschwister, ein Beweis dafür, daß schon bei dem Jungen seine starke Begabung für künstliche, technische Probleme hervortrat. Er interessierte sich nicht nur theoretisch für technische Dinge, sondern war auch von bewundernswürdiger Geschicklichkeit. „Springerlesmödel“ (das sind die notwendigen Holzplatten für ein Spezialgebäude Schwabenslands, worin Tiere, Sterne, Blumen u. a. geschnitten sind), die er seiner Mutter anfertigte, geben deutlichen Beweis davon.

So nahm Ottmar Mergenthaler nach seiner Schulentlassung das Anerbieten des Bruders seiner Stiefmutter an, bei ihm in Bietigheim als Uhrmacherlehrling einzutreten. „Durch den Uhrmacherberuf wurde ich vor allem zur Genauigkeit erzogen“, berichtet er später von seiner Lehrzeit. „Ich lernte, eine Feder bis zur äußersten Feinheit abzuhärten und Bestandteile von Metalllegierungen aufs Feinste zusammenzustellen. Ich gewann die Sicherheit, feinste Zähne auszuschneiden, Stifte anzufertigen, Edelsteine mit ruhigem, gleichmäßigem Druck zu bohren. Ich erkannte, daß, wenn eine Uhr genau gehen sollte, der Mechanismus als ein Ganzes betrachtet werden müsse. Jedes neu Hinzugefügte mußte mit den anderen Teilen harmonieren, um ein Ganzes zu bilden, das im einzelnen vollkommen ist, und bei dem doch alles ineinandergreift.“

Sein Lehrmeister und Onkel war mit dem jungen Neffen so zufrieden, daß er ihm schon vor Beendigung der Lehrzeit Lohn zahlte; eine Auszeichnung, die er während seiner 30-jährigen Tätigkeit als Uhrmacher zum ersten Male gewähren konnte.

Aber selbst die Aussicht, ein an Tüchtigkeit über das Gewohnte hinausragender Uhrmachermeister zu werden, konnte den jungen Mergenthaler nicht befriedigen, und er verschaffte sich nach beendeter Lehrzeit das Geld zur Ueberfahrt nach Amerika. Die Brust von Hoffnungen geschwellt, betrat er am 26. Oktober 1872 die „neue Welt“. Ein Wetter nahm ihn als Arbeiter in seine Fabrik, in der elektrische Apparate hergestellt wurden, auf. Das war es, monach Mergenthaler getrachtet hatte. Hier bekam er eine Art Schreibmaschine in die Hand, die ihm die Idee zu seiner großartigen Erfindung gab. Jahr um Jahr grübelte, zeichnete, berechnete, konstruierte er. Seine Gattin weiß in bewegten Worten von den Kämpfen jener Jahre zu erzählen. Aber es kam der Tag, da Mergenthaler nach unternehmenden Finanzleuten Ausschau halten konnte, und er fand auch in der Tat Männer, die Vertrauen in seine Sache setzten und ihm das Geld zur Verwirklichung seiner Idee vorstießen. Ueber seine Erfindung sagte Ottmar Mergenthaler in einer Rede, die er anlässlich der Ausstellung seiner „Linotype“ in Washington vor der Festversammlung hielt, folgendes: „Wir gießen unsere Typen selbst und sind dadurch frei von den Hindernissen, die anderen Setzmaschinenkonstruktoren durch die Tausende von kleinen Letzern, mit denen sie rechnen mußten, erwuchsen. Wir kennen kein Ablegen und haben den Vorteil, daß wir für jede Nummer einer Zeitung neue Schrift liefern; ein Vorzug, der schwerlich überboten werden kann. . . Sie gaben das Geld, und ich die Idee; dadurch, daß Sie es mir ermöglichten, meine Erfindung zu einem erfolgreichen Ende zu führen, ehrten Sie sich und Ihr Vaterland; denn jeder wird wissen, daß die Erfindung dieser Setzmaschine in dem Lande geschah, dem auch der Telegraph und das Telephon ihren Ursprung verdanken — wenige aber werden den Namen des Erfinders kennen.“

Die Linotype trat ihren Siegeszug durch die Welt an. Dem Erfinder aber wurde die Freude an dem Erfolg vergällt durch

eine tödliche Krankheit, die ihn befallen hatte. Die Lungentuberkulose hatte ihr Zerstörungswerk begonnen. Mergenthaler begab sich auf den Rat der Aerzte mit den Seinen in die Prarie nach Mexiko. Aber er schien jetzt vom Unglück verfolgt. Einmal stand sein Haus in Flammen Mergenthalers Frau schrieb über dieses Unglück an Verwandte: „Weit im südlichen Mexiko war es, wo uns unser Schicksal ein Ziel setzte. Nachmittags um drei Uhr am 3. November 1897 schlug die Feuerflamme aus allen Türen und Rigen. Nur mit Mühe konnten wir unser Leben retten. Wäre das Schreckliche in der Nacht passiert, wäre keiner mit dem Leben davongekommen. In weniger als einer halben Stunde war unser herrliches Heim ein Aschenhaufen. Unser Verlust war und blieb unersehlich. Ottmars prachtvolle Bibliothek, seine wertvollen Briefe und Papiere, ebenso unsere sämtliche Hauseinrichtung, die sich auf 15 000 Dollar belief, waren vernichtet. Eine Versicherung konnten wir nicht bekommen, weil, so weit in der Prarie in Folge des Wassermangels nicht versichert werden kann. Wir verließen Deming am 7. April und kamen am 14. Juni wieder in Baltimore an. Ottmar fränkter als je. Von da an wurde Ottmar immer schwächer, doch gönnte er sich keine Ruhe. Er ließ sich noch kurz vor seinem Tode nach der Fabrik fahren. Die Nacht vor seinem Tode arbeitete er noch an einer neuen Erfindung, deren Resultat er leider nicht mehr erlebte. Er war nur einen Tag bettlägerig und starb bei vollem Bewußtsein am Sonnabend, dem 28. Oktober 1899 — — —“

Mergenthalers Vermutung, daß niemand den Namen des Erfinders der Linotype-Setzmaschine kennen werde, hat sich nicht bestätigt. Die Mergenthaler Setzmaschinenfabrik Berlin hat vor wenigen Jahren in Hachtel, dem Geburtsort Mergenthalers, eine Gedenktafel angebracht, und damit dem genialen Erfinder auch in seiner Heimat ein würdiges Denkmal gesetzt.

Ist Musik entbehrlich?

Es gibt Menschen, die behaupten, ohne Musik leben zu können. Im Grunde haben sie ja recht; denn zum Existieren, zum Sich-Ernähren, ohne verhungern zu müssen, gehört die Musik freilich nicht. Aber gerade diese Menschen tun ja auf anderen Gebieten dies oder das, was über das Notwendigste, das man zum Leben braucht, hinausgeht. Jeder Musikkundliche wird eher dieser Passion etwas opfern, als die Musik als luxuriösen Sport betrachten und etwa aufgeben. Nur scheinbar unmusikalisches betrachten Musik als Sport, den man sich leisten oder nicht leisten kann. Das ist ein Fehler. Aber ein größerer Fehler ist noch, leichtthin zu behaupten, es gäbe überhaupt unmusikalische Menschen.

Gewissenhafte Gesanglehrer und Musikpädagogen sagen nämlich, es gäbe fast überhaupt keine. Wenn ein Schüler einen sogenannten Brummhaß hat, so geht der Lehrer in erster Linie fehl, den Schüler als Sänger aufzugeben und womöglich in die letzte Bank zu setzen, ihn somit beim Unterricht im Vorhinein auszuschließen. Bei einem solchen Kinde werden die vielleicht geringeren Anlagen und das dadurch verminderte Interesse schon in den Anfängen verkümmert. Andererseits wäre es auch ganz und gar falsch, ein minder musikalisches Kind etwa zu Gesang oder irgendeinem Instrument zwingen zu wollen. Nur mit großer Umsicht, Geduld und Liebe läßt sich das Interesse wecken. Man wird fragen, warum man all die Mühe aufwenden soll, wenn die Musik ja doch im Leben zu nichts nütze ist? Ganz einfach darum: weil ein Mensch, dem das Reich der Musik verschlossen ist, sich selbst um so viel Schönes bringt, was das Leben zu bieten vermag. Man kann sagen, daß Leute, die ohne Musik dahingleben, so arm und betrogen sind wie Großstädter, die vermeinen, ohne die Natur vor den Toren der Stadt leben zu können.

Daß sie dies Buch nicht gelesen haben sollten, daß sie jenes Gemälde nicht kennen sollten, schämen sich viele Leute; aber musikalisch ungebildet zu sein, sollte keinen Mangel bedeuten? Ist denn die Musik eine geringere unter den Künsten? Ist nicht sie es, mit der die Religionen aller Völker ihre Feste feiern, ist nicht die Musik in großen Epochen der Kultur Leiterin und Führerin der Menschen gewesen? Ist nicht Musik es gewesen, mit der man den Krieger angesichts des Todes Mut eingepflichtet hat?

Daß auch scheinbar unmusikalische Naturen wie Goethe oder Bismarck von Werken der Musik tief ergriffen werden konnten, wird vielfach bezeugt. Goethe, der gegen Beethoven aus verschiedenen Gründen eine solche Abneigung hatte, daß er dem großen Meister sogar alle Fähigkeiten absprach, äußerte, als ihm der neunjährige Mendelssohn Beethovens fünfte Symphonie vorspielte: Es ist, als stürze das Haus ein, so gewaltig. Und Bismarck sagt man nach, daß die Sonate Appassionata von Beethoven auf ihn den tiefsten Eindruck gemacht habe. „Wenn ich diese Musik höre“, so sagte der aroke Kanalar dann fühle ich mich sehr tapfer.“

Man sieht, daß die Macht der Musik auch auf unangebildete Gemüter groß ist. Man kann wohl überhaupt sagen, daß sie wie keine andere Kunst auf das Gemüt des Menschen einzuwirken imstande ist. Nicht nur Tapferkeit erweckt sie. Sie kommt als Trösterin, Freudenspenderin, als Ärztin in seelischen und körperlichen Leiden, sie wölbt sich als mächtige Brücke zwischen dem menschlichen Geiste und seiner Gottheit, denn tiefer dringt sie in die Geheimnisse des Unfaßlichen als Gemälde und Kathedrale, tiefer als Wort und Dichtung, überzeugender als jedes Gesetz. Sie ist die Sprache der Natur von Tier zu Tier, sie ist die Sprache von Wind und Wald.



Verwahrloste russische Kinder.

Zu Zehntausenden gibt es in Sowjet-Rußland Knaben und Mädchen, die ihre Eltern in den Wirren der Revolutionsjahre verloren haben und seit dieser Zeit fast völlig verwahrlost aufwachsen, in verfallenen Häusern wohnen und ihren Lebensunterhalt durch Betteln oder Stehlen fristen. Allmählich nur gelingt es den Behörden, kleinere Gruppen dieser Kinder, Besprisoni genannt, in Herbergen unterzubringen, wo man ihnen warmes Essen und Unterkunft gewährt.

Experimente mit Bienen.

Obwohl die Bienen im allgemeinen als die fleißigsten Tiere gelten, scheinen sie manchen Züchtern noch nicht fleißig genug zu sein. Hat man doch jetzt von Los Angeles zahlreiche Bienenkörbe in Distrikte gebracht, wo der Blumenreichtum auch während der kalten Jahreszeit besteht. Die Bienen sollen also ihren Winterschlaf opfern und die Zeit zu weiterem Honiggammeln benutzen. Zu Beginn des Sommers will man sie wieder an ihre alten Quartiere zurückschaffen.

Man hofft, durch dieses Experiment einen doppelten Honigertrag erzielen zu können. Ob ihnen die Bienen diesen Gefallen tun werden, bleibt abzuwarten. Man stelle sich vor, daß man mit uns Menschen dasselbe Experiment machte, um unferne Arbeitszeit zu verdoppeln. Daß man uns dahin transportierte, — wenn auch nicht gerade in Körben mit Autos, so doch in Riesenflugzeugen, wo es gerade Tag ist, so daß wir niemals die Nacht kennen lernten. Ob wir auch das Doppelte unserer Arbeit leisten würden, wie man es von den Bienen erwartet, indem man ihnen den Winterschlaf entzieht?

Zur Nachahmung empfohlen.

Ein junger englischer Dichter, der daran zweifelte, das letzte Werk seiner Muse je gedruckt zu sehen, ist auf eine glänzende Idee gekommen, dies ersehnte Ziel dennoch zu erreichen. Es handelte sich um ein Gedicht. Die erste Strophe davon sandte er an den Herausgeber einer Zeitung mit folgender Frage: „Glauben Sie, daß einer ihrer Leser imstande ist, dies Gedicht zu vollenden, das zwar von einem sehr berühmten Manne stammt, im übrigen aber ziemlich unbekannt geblieben ist?“ Dieser Frage konnte sich der Redakteur nicht verschließen; er veröffentlichte also die erste Strophe des Gedichtes in seinem Blatt. Es blieb natürlich dem unverständigen Dichter nichts übrig, als diesmal selbst die Rolle des unterrichteten Lesers zu spielen und das Ende des Gedichtes einzuschicken. Daraufhin hatte er tatsächlich die Freude, das ganze Poem abgedruckt zu sehen. — Zur Nachahmung allen noch ungedruckten Dichtern empfohlen!

415 Millionen Liter Milch, der Jahresverbrauch Berlins. So wunderbarlich es an und für sich ist, daß auf dem Asphalt der Großstadt ein so natürliches Produkt wie Milch gedeiht, so stimmt es nichtsdestoweniger. Es gibt in Berlin etwa 1300 Kuhhaltungen, die im letzten Jahre ungefähr 91 Millionen Liter Milch an die Verbraucher brachten, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß in dieser Zahl die geringe mit Fuhrwerken aus der nächsten Umgebung nach Berlin gebrachte Menge mit enthalten ist (Stadtgüter usw.). Mit der Eisenbahn gelangten nach Angaben der Berliner Wirtschaftsberichte im Jahre 1928 324 Millionen Liter ein, so daß sich der Gesamtverbrauch Berlins demnach auf 415 Millionen Liter belief.

Warum „Trambahn“? Lange, lange bevor Stephenson's erster Dampfwagen die Welt in Aufregung versetzte, kannte man schon den Schienenweg. Bereits im 16. Jahrhundert ließ man in Bergwerken, aber auch über Land, Wagen auf hölzernen Schienen laufen, die meist von Pferden gezogen wurden. Aber größere Bedeutung erlangten solche „Pferdebahnen“ erst, als ein Engländer im 17. Jahrhundert an Stelle der hölzernen eiserne Schienen setzte. Dieser Engländer war der Grubenbesitzer *Ontram*, und „*Ontramway*“ nannten seine Landsleute nach ihm diese Schienenwege. Aus „*Ontramway*“ machte der Engländer, der ja immer gern kürzt — man denke an „*Bus*“ oder „*Zepp*“, bald „*Tramway*“ oder noch später einfach „*Tram*“. Wir Deutschen übernahmen dieses „*Tramway*“ und wandelten es dann später in „*Trambahn*“ ab. Diese Bezeichnung für die Straßenbahn ist übrigens in Süddeutschland die allgemein übliche. Dort ist die „*Elektrische*“ des Berliner unbekannt. Frankfurt und München fahren in der „*Trambahn*“.

Vielleicht wußten Sie noch nicht? — Daß am 1. Oktober 1874 in Preußen die *Standesämter* eingeführt wurden. Damit wurde die Gültigkeit der Eheschließung und der übrigen Beurteilungen der Staatsautorität unterstellt. Vorher erfolgten Beurkundungen der Geburten und Sterbefälle von der Kirche. — Daß die *Viennen* freudige Erregungen durch eine Art Tanz kundgeben. So führen sie beim „*Schwärmen*“ taumelnde Reigen auf, beim Hochzeitsfluge der Königin tanzen sie vor dem Stod in der Luft herum. Auch die Entdeckung einer neuen Honigquelle wird durch einen Freudentanz der Entdeckerin gefeiert. Die Genossinnen prägen sich den Blütengeruch, der der Entdeckerin anhaftet, ein und suchen alsbald die duftende Futterstelle auf. — Daß die Erde in einem Jahre auf dem Flug um die Sonne 950 Millionen Kilometer zurücklegt. Täglich fliegen wir also 2544 000 Kilometer, in der Stunde 106 000, in der Minute 1766, in der Sekunde 29 Kilometer, das ist ungefähr 75mal schneller, als eine Kanonenkugel fliegt — und wir merken nichts davon. — Daß das Wort *Karnaval*, das man fälschlicherweise lange von *carne vale*, d. h. Fleisch, lebe wohl, ableitete, mit Recht auf *carrus navalis*, d. h. Schiffswagen, zurückzuführen ist. Auf Rädern laufende Schiffe waren bei den Römern bei festlichen Umzügen gebräuchlich, die in der Zeit vor Frühlingsanfang abgehalten wurden. — Daß *Nephrin*, auch *Jade*, *Beil*- oder *Nierenstein* genannt, härter als Diamant ist und eine ganz außerordentliche Zähigkeit und Festigkeit besitzt, Schmuckstücke aus *Nephrin* sind unverwundlich. Es wird von diesem durchsichtigen, grünen Gestein berichtet, daß ein Block, der unter den Dampfhammer gebracht wurde, diesen beschädigte, selbst aber unversehrt blieb.

Fröhliche Ecke.

Kompromiß. Huschels führen eine glückliche Ehe. „Wir sind in allem einig.“ erzählt Huschel, „nur in einem nicht: meine Frau trinkt früh Tee und ich lieber Kaffee.“
 „Das ist ja nicht so schlimm. Dann trinkt Ihre Frau eben Tee, und Sie lassen sich Kaffee kochen.“
 „Das wird zu teuer. Aber wir sind uns in der Mitte entgegengekommen. Es wird Tee gekocht, und ich brauche ihn nicht zu trinken.“
Gewissenhaft. Die neue junge Krankenschwester Berontka kommt zum Arzt:
 „Ach, Herr Doktor, es ist schrecklich!“
 „Was denn?“
 „Ich kann den Kranken auf Nummer achtzehn nicht wach kriegen. Er schläft so fürchtbar fest.“
 „Warum soll er denn geweckt werden?“
 „Er muß doch um diese Zeit sein Schlafpulver bekommen...“